KAMMBERG SCHRIFTEN
Heimatverein Pillersee

Nr. 24 Vereinsblatt des Heimatvereins Pillersee Herbst 2014

Ranggeln auf dem Tennisplatz beim Hammerwirt

Diese Fotorarität zeigt ein Preisranggeln auf dem Tennisplatz vor dem Hammerwirt im Jahre 1904, zumindest wurde im Herbst des Jahres eine Postkarte mit diesem Motiv an den sich gerade beim Militär befindlichen Johann Schwaiger, Kerblern, geschickt. Unter den Gästen sieht man eine Reihe von „Herrischen", wie die Sommerfrischler damals genannt wurden, uniformierte Beamte und reichlich heimisches Publikum.

Nachdem der rührige Verschönerungsverein (gegründet 1888) von Fieberbrunn im Jahre 1902 ein Schwimmbad errichtet hatte, folgte nun im Jahre 1904 ein „Lawn-Tennis" auf dem Hammerwirtsfeld. Damit zeigte man, dass man zu den aufstrebenden Fremdenverkehrsgemeinden gehörte. Für den neuen Platz wurden um 25 Kronen ein Netz sowie eine Platzwalze angeschafft. Zumindest 1924 war der Platz noch in Betrieb, scheint dann aber abgekommen zu sein, weil das Protokollbuch des Vereins im Jahre 1929 den dringenden Bedarf nach einem neuen Tennisplatz anmeldet.

Ranggelturniere waren beliebte Veranstaltungen, die Meister auf diesem Gebiet („Hogmoar") waren weitum unterwegs und genossen hohes Ansehen.

Foto: Sammlung Wolfgang Schwaiger

Der Hammerwirt

Rudolf Engl

Der Hammerwirt um 1925 (im Hintergrund noch der Kamin des Eisenwerks Pillersee)

Der 15. März 2014 war der letzte Tag von Richard und Gertrud Widauer in ihrem Restaurant „La Pampa“ im Gebäude des ehemaligen Hammerwirtes in Rosenegg. Die Familie Widauer hatte 1990 das auf Steaks und südamerikanische Speisen spezialisierte Restaurant von dessen Gründer Fritz Erös übernommen und fast ein Vierteljahrhundert mit kleiner, aber qualitativ hochwertiger Karte geführt.

Richard Widauer

Das Hammerwirtsgebäude ist bereits an eine Wohnbaugesellschaft verkauft und mittlerweile abgerissen. Damit verschwindet ein weiteres Stück von Alt-Fieberbrunn, um das sich auch manche Anekdoten und Erzählungen ranken. Mit diesem Bericht soll dem traditionsreichen Hammerwirt sozusagen ein Nachruf gewidmet werden.

Die älteste Erwähnung der Hammerwirtsliegenschaft findet sich im Maria-Theresianischen Steuerkataster von 1779. Dort werden Sebastian Steinachers Erben als Eigentümer des „Häusels auf offener Frey nächst der Maurn bei der Hütten“ angeführt.[1] Das Gebäude, wohl nach seinem ehemaligen Besitzer „Wastlgütl“ genannt, bestand aus einer kleinen Stube, einer Küche und drei kleinen Kammern, von einem Gasthausbetrieb ist noch nicht die Rede.

Johann Grießenauer, k.k. Hammermeister, kaufte 1838 die Liegenschaft. Obwohl sich in den Verfachbüchern keine Hinweise darauf finden lassen kann angenommen werden, dass Grießenauer für das Wastlgütl eine Wirtshausgerechtsame erworben hat, und somit als Begründer des Gasthauses gelten darf. In einem Werksplan des Eisenwerkes Pillersee aus dem Jahre 1862 ist jedenfalls das Wastlgütl erstmals als „Hammerwirt“ bezeichnet. Grießenauer vererbte das Gasthaus an seine vier Töchter, die es 1862 an den Bierbrauer Anton Reisch aus St. Johann verkauften.[2] Im Steuerkataster von 1879 sind Otto und Elise Paar als Eigentümer des Hammerwirtes verzeichnet.[3]

Dem frommen Gebete wird empfohlen

die wohlgeborne Frau

Elisabeth Paar

Private

welche am 21. Juni 1899 im 66. Lebensjahre nach langem mit christlicher Geduld ertragenen Leiden, versehen mit den hl. Sterbesakramenten selig im Herrn verschieden ist.

— R. I. P. —

Nach vielen, großen Schmerzen,
Gingst du ins bess're Jenseits ein,
Wir wünschen dir's von Herzen,
Mög' Gott dein ew'ger Lohn dort sein.
Wenngleich du jetzt von uns geschieden,
Die uns so sehr geliebt hienieden,
Wir werden uns einst wiedersieh'n
In des Himmels lichten Höh'n!

Mein Jesus Barmherzigkeit!
(100 Tage Ablaß.)

Druck von M. Ritzer in Kitzbühel

Christliches Andenken

an den ehrengeachteten Herrn

Anton Harasser

Hammerwirt in Fieberbrunn

welcher am 4. April 1940, versehen mit den hl. Sterbesakramenten, im 70. Lebensjahre selig im Herrn verschieden ist.

Er ruhe im Frieden!

Nahe bleibst Du immer unser'n Herzen,
Obgleich ferne unser'm Erdenblick,
Mildern kann allein der Trennung Schmerzen
Der Gedanke an Dein ew'ges Glück.

Mein Jesus Barmherzigkeit!
(100 Tage Ablaß).

Süßes Herz Maria, sei meine Rettung!
(300 Tage Ablaß).

Buchdruckerei Martin Ritzer, Kitzbühel

Nach dem Tod der Wirtin Elisabeth Paar Jahre 1899 erwarb mit Kaufvertrag vom 4. 4. 1900 Anton Harasser den Hammerwirt. Von ihm wusste der „Kitzbühler Bezirksbote“ im Jänner 1901 folgendes zu berichten:

Ein seltener Ringkampf wurde vergangenen Sonntag den 6. d. M. beim Hammerwirth in Fieberbrunn ausgefochten. Anton Harasser, Hammerwirth, und Stefan Bucher vulgo Sanhart -Steff aus St. Jakob, standen dem Fleischhauer Johann Wörgetter gegenüber, welcher die Aufgabe hatte, den beiden eine volle Stunde Stand zu halten, und konnten letztere immer abwechseln. Wörgetter besiegte jedoch beide Gegner nach hartnäckigem Kampfe.

Es kann angenommen werden, dass bei diesem „Event“ auch zahlreiche Zuschauer anwesend waren, sodass der Wirt trotz der Niederlage auf seine Rechnung gekommen sein dürfte.

Vor dem Gasthaus stand eine hölzerne Säule, die von einer Türkenfigur gekrönt war. An dieser Säule pflegten die Fuhrleute ihre Pferde anzubinden, wenn sie beim Hammerwirt zukehrten. Diese Säule musste in den Siebzigerjahren einer Straßenverbreiterung weichen, die Türkenfigur wurde von Georg Bucher am Dachboden verwahrt. Als der damals gerade erst gegründete Heimatverein Pillersee davon erfuhr, ließ er die Figur restaurieren und bei einem kleinen Fest im August 2001 auf einer von der Fa. Foidl gestifteten Säule wieder vor dem Hammerwirt aufstellen.

Franziska Harasser erbte im Jahr 1940 den Betrieb, in dem sie schon seit ihrer Jugend als Kellnerin gearbeitet hatte. Mit 92 Jahren war sie noch immer im Gasthaus tätig und galt als die älteste aktive Wirtin Tirols. Sie muss eine resolute Person gewesen sein, die sich nicht darauf beschränkte, ein Bier oder ein Mittagessen zu servieren, sie küm-

Franziska Harasser (Mitte) beim 50-jährigen Berufsjubliäum 1950

merte sich bisweilen auch um das persönliche Wohl ihrer Gäste. Jedenfalls erzählte man sich von ihr folgende Anekdote:

In den 1920-er Jahren war der bereits 1911 begonnene Ausbau der Pillerseestraße noch immer nicht abgeschlossen. Bei diesem Ausbau war auch ein Bauingenieur namens Franz Wallack beschäftigt, der jeden Tag beim Hammerwirt an einem reservierten Tisch zum Essen einkehrte. Eine junge Sommerfrischlerin pflegte ebenfalls täglich beim Hammerwirt zu speisen, natürlich auch an einem reservierten Tisch. Da die Räumlichkeiten ja nicht allzu groß waren – das sogenannte „Herrenzimmer" im hinteren Teil des Hauses wurde nur zu Hochzeiten und anderen Festlichkeiten aufgesperrt – fragte nach einigen Tagen Franziska die beiden, ob sie sich nicht zusammen an einen Tisch setzen könnten. Die beiden akzeptierten den Vorschlag und dürften aneinander Gefallen gefunden haben, jedenfalls wurde noch während des Sommerurlaubs beim Hammerwirt Verlobung gefeiert. Die Ehe muss sehr glücklich gewesen sein, denn der spätere Hofrat Ing. Franz Wallak, der 1930 bis 1935 mit 3.200 Mann die Großglockner-Hochalpenstraße erbaute, schickte bis zu seinem Tod der Hammerwirtin jährlich zu Weihnachten ein kleines Geschenk als Dank für ihre Mithilfe bei der Ehestiftung.[4]

Franz Wallack (Foto Wikipedia)

So wie zu fast allen Wirtshäusern gehörte auch zum Hammerwirt ein Eiskeller. Darin wurden große Eisblöcke gelagert, die im Winter aus der Eisdecke von Seen oder Teichen geschnitten wurden. Mit diesen Eisblöcken wurde dann im Sommer das Bier gekühlt, elektrische Kühlaggregate für die Gastronomie kamen erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts allgemein in Gebrauch. Dieser Eiskeller befand sich jenseits der Brücke südlich der Ache. Während des zweiten Weltkrieges wurde dieser Eiskeller zum Luftschutzkeller umfunktioniert, bei Fliegeralarm suchten die Bewohner von Rosenegg in diesem Keller Schutz vor den Bomben der Alliierten.

Im Jahre 1972 erbte Georg Bucher von seiner Tante Franziska Harasser den Hammerwirt. Da er bei der Fa. GEBRO eine leitende Funktion in der Buchhaltung bekleidete, kam für ihn eine Übernahme des Gasthauses nicht in Frage, der Gasthausbetrieb wurde also nach gut 100 Jahren geschlossen. 1979 pachtete die Raiffeisenkasse Fieberbrunn die Räumlichkeiten und betrieb in der ehemaligen Küche und im Gastzimmer bis 1984 ihre Filiale Rosenegg, ehe sie das daneben gelegene „Ritschhaus" erwerben konnte. Nach der Übersiedlung der Raika ins Nachbarhaus wurde aus der ehemaligen Bankfiliale ein Frisiersalon, den Maria Theresia Lechner bis 2013 führte.

Den hinteren Teil des Hauses pachtete 1975 der Koch Fritz Erös, und richtete darin ein Restaurant mit lateinamerikanischer Küche ein, das er „La Pampa" nannte.

Seine Liebe zu südamerikanischen Speisen hatte Erös in den 60-er Jahren entdeckt, als er Koch an der Österreichischen Botschaft in Bogota (Kolumbien) war. Seinen damaligen Chef, den in Fieberbrunn geborenen Botschafter Dr. Friedrich Müllauer, traf er zufällig im Jahre 1979 wieder bei den Feierlichkeiten zur Markterhebung Fieberbrunns. Als Erös 1990 in Pension ging, übernahm die Familie Widauer das „La Pampa". Nach mehr als 150 Jahren ist aber nun endgültig Schluss mit dem Gastgewerbe beim Hammerwirt.

Fritz und Anni Erös 1978

Quellenverzeichnis:

[1] Werner Köfler: Geschichtliche Entwicklung von Fieberbrunn. In: Fieberbrunn – Geschichte einer Tiroler Marktgemeinde. Fieberbrunn 1979 (S. 126).

[2] Herwig Pirkl: Zur älteren Wirtshausgeschichte im Viertel Pillersee. In: Fieberbrunn Informativ Ausgabe Juni 1988.

[3] Siehe Anm. (1)

[4] ORF Radio Tirol: Das Mikrofon im Dorf – Fieberbrunn (1969)

Soldatenschicksale im 1. Weltkrieg
Die ersten Kriegsjahre
Hans Bachler

„Der Krieg hat auch bei uns schon Opfer gekostet. Es starben den Tod fürs Vaterland Franz Steinacher, Schmied in Fieberbrunn, und Georg Schwaiger, Bauer zu Doischer in Reit bei Fieberbrunn. Rührend war die Teilnahme an den Seelegottesdiensten. Da glänzte wohl in manchem Männerauge ein feuchter Schimmer und die Gedanken weilten weit in der Ferne bei unseren lieben Kämpfern.“[1]

Der erste Weltkrieg forderte ca. 9,5 Millionen Todesopfer allein unter den Soldaten. Das bedeutet, dass an jedem Tag mehr als 6.000 Soldaten an einer der vielen Fronten starben. Zu den Opfern des Krieges gehören aber auch noch mehr als 20 Millionen Verwundete, von denen viele bleibende Schäden davontrugen und Millionen von Soldaten und Zivilisten, die an Hunger oder an der zu Kriegsende grassierenden spanischen Grippe starben.

Das Kriegsjahr 1914

Bei Kriegsausbruch bestand die „gesamte bewaffnete Macht“ der Monarchie aus drei Teilen:

- dem stehenden Heer (zu dem die vier Regimenter der Tiroler Kaiserjäger gehörten),
- der Landwehr, ein Teil davon waren die Tiroler Landesschützen (später Kaiserschützen), getrennt in einen österreichischen und einen ungarischen Teil (Honved),
- dem Landsturm, zu dem alle Wehrpflichtigen vom 19. bis zum 42. Lebensjahr gehörten.

In Friedenszeiten wurde von den Stellungspflichtigen nur rund ein Viertel tatsächlich militärisch ausgebildet, im Vergleich dazu waren es beispielsweise in Frankreich über 80%. Grund dafür waren die vielen Ausnahmeregelungen, aber auch mangelnde finanzielle Mittel des Staates. Ab 1912 galt mit wenigen Ausnahmen eine zweijährige aktive Präsenz, der eine zehnjährige Dienstzeit in der Reserve folgte. Danach wurde man bis zu seinem 42. Lebensjahr in den Landsturm überstellt, der nur im Falle einer Mobilmachung eingezogen wurde[2]. Kommandosprache in der Vielvölkerarmee war Deutsch, jeder Soldat musste die wichtigsten Befehle in dieser Sprache verstehen.

Oberbefehlshaber der gesamten bewaffneten Macht war Erzherzog Friedrich, der allerdings kaum Eigeninitiative entwickelte und sich in erster Linie mit der Auswahl der passenden Uniform für die verschiedenen Anlässe beschäftigte. Die eigentliche militärische Oberinstanz war der Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf, dessen militärische Qualitäten bis heute umstritten sind. Auch die Offiziere der Armee genossen bei den Verbündeten wenig Ansehen, so wurden sie von deutschen Generälen als „traurige Bande“ oder gar als „Scheißkerle“ (Ludendorff) bezeichnet.[3]

Nach der Kriegserklärung vom 28. Juli 1914 hatte Österreich an zwei Fronten gegen Serbien im Südosten und in Galizien gegen Russland zu kämpfen. Dafür wurden zunächst ca. 1,5 Millionen Soldaten mobilisiert. Da man sich nicht wirklich entscheiden konnte, welcher dieser beiden Fronten man den Vorzug geben sollte, artete die Mobilisierung schnell in ein großes Durcheinander aus. Die Armeen auf dem Balkan waren zu klein um Serbien niederringen zu können, auf der anderen Seite fehlten diese Truppen gegen Russland.

Der Krieg gegen Serbien, der von Feldzeugmeister Potiorek ohne Rücksicht auf Verluste als eine Art persönlicher Rachefeldzug geführt wurde, endete 1914 gegen die modern ausgerüstete und in zwei Balkankriegen kampferprobte serbische Armee mit einer österreichischen Niederlage. Die drei Offensiven im Herbst und Frühwinter kosteten gegen die verbissen kämpfenden Serben fast 300.000 Mann, von denen 30.000 fielen.

Zum Desaster wurde allerdings der Feldzug in Galizien gegen Russland. Trotz der russischen Überlegenheit ging die österreichisch-ungarische Armee in die Offensive. In der Vorstellung der militärischen Führung war der Angriff die einzige Art Krieg zu führen. Nach einigen anfänglichen Erfolgen erlahmte die Stoßkraft schnell und die Verluste stiegen dramatisch an. Das lässt sich einerseits mit dem Versagen der Führung erklären, aber auch mit den Rüstungsversäumnissen der letzten Jahrzehnte. Anfang September fiel die galizische Hauptstadt Lemberg, eine österreichische Offensive Anfang Oktober scheiterte. Im Dezember konnten die Russen unter schweren Verlusten zurückgedrängt werden. Weder Österreich noch Russland hatten damit ihre Kriegsziele erreicht.

Ende des Jahres 1914 musste die österreichische Heeresleitung eine trostlose Bilanz ziehen. 189.000

Von der Recherfamilie in St. Jakob rückten vier Söhne ein. Andrä (Bildmitte) starb 1921 infolge der Kriegsstrapazen (Mitteilung A. Spiegl), Foto Fam. Reiter

Soldaten waren gefallen, 490.000 verwundet und 278.000 waren vermisst oder in Gefangenschaft geraten. Die Armee hatte fast die Hälfte ihres Bestandes eingebüßt und war zu einer Art Miliz geworden.[4] Die Führung ging immer mehr von den Berufssoldaten auf „Zivilisten in Uniform“ über. War das Verhältnis zwischen aktiven und Reserveoffizieren bei Kriegsausbruch noch 1:1, so stand es 1916 nur mehr 1:5. Die österreichische Armee hatte die Fähigkeit zu selbstständigen Operationen verloren, Offensiven konnten in Zukunft nur mehr mit deutscher Unterstützung in Angriff genommen werden.

Soldaten aus Pillersee

Es ist nicht genau bekannt, wie viele Pillerseer im Laufe des Weltkrieges eingerückt sind. Geht man von einem Durchschnittswert aus, werden es wohl etwas über 600 Mann gewesen sein. Nicht alle waren während es ganzen Krieges im Einsatz, besonders die älteren Jahrgänge wurden oft im Laufe des Krieges zur Aufrechterhaltung der Kriegswirtschaft enthoben. Rund 100 Pillerseer Soldaten (die genaue Zahl kann wegen oft nicht eindeutiger Heimatzuständigkeit nicht angegeben werden) sind nicht mehr aus dem Krieg zurückgekehrt. Die jüngsten Gefallenen waren gerade erst 18 Jahre alt, die ältesten gingen auf die 50 zu. Das Durchschnittsalter der Toten aus Pillersee betrug 28 Jahre.

Wenn auch der Prozentsatz der an Krankheiten Verstorbenen gegenüber früheren Kriegen zurückging, starben doch viele von ihnen nicht an der Front. Typische „Kriegskrankheiten“ wie Cholera, Typhus oder Fleckfieber forderten ihre Opfer. Von den Eingerückten kann man annehmen, dass ein großer Teil während des Krieges mehr oder weniger schwer verwundet wurde. Viele kamen als „Kriegskrüppel“ nach Hause.

Das Kitzbüheler Reserve-Spital Nr. 1 (Sammlung Spiegl)

Die meisten aktiven Soldaten aus unserer Heimat rückten beim 1. Regiment der Tiroler Kaiserjäger ein. Diese Truppe bestand zu ca. 60% aus Deutschsprachigen und zu 40% aus Italienern. Als Eliteregiment wurde es 1914/15 in Galizien und den Karpaten eingesetzt und kam nach der Kriegserklärung Italiens an die Südfront. Reservisten dienten bei den Landesschützen und viele ältere Männer, wie der schon früher in den Kammberg-Schriften vorgestellte Bäcker Karl Flick,[5] rückten beim Landsturm ein, der mit dem 2. Regiment gegen Serbien zum Einsatz kam. Das erste Regiment geriet übrigens beim Fall von Lemberg fast geschlossen in Gefangenschaft.

Fieberbrunner Landes(Kaiser)schützen mit der typischen Spielhahnfeder an der Mütze (Sammlung Marianne Bucher)

In der Folge nun einige Schicksale von Soldaten aus Pillersee aus der ersten Phase des Krieges im Herbst 1914 und im darauffolgenden Winter.

Der erste Gefallene war der 33-jährige Schmied Max Steinacher aus Fieberbrunn, der als Patrouilleführer (entspricht dem Dienstgrad eines Gefreiten) bei Uhnow in Galizien bei der „Feuertaufe“ des 1. Regiments der Kaiserjäger am 28. August 1914 den Tod fand. Das Gefecht bei Uhnow war ein Teil der für die Österreicher siegreichen Schlacht von Komarow, die das 1. Regiment (bei einem Gesamtstand von ca. 3.500 Mann) aber bereits 70 Gefallene kostete. Dieses Gefecht inspirierte den

Max Steinacher

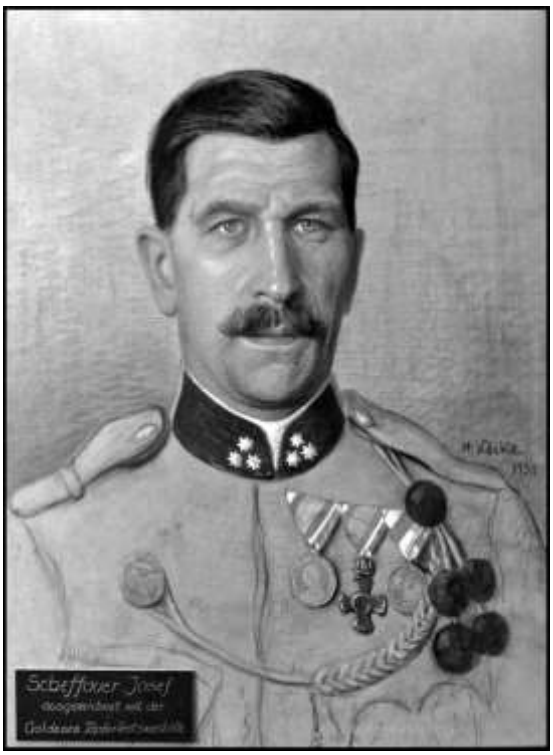
Maler Albin Egger-Lienz später zu einer Version seines Bildes „Die Namenlosen“.

Albin Egger Lienz: „Die Namenlosen“ (Abbildung in der Soldatenzeitung vom 24.05.1916)

Am 9. September fiel bei Grodek der Landesschütze Michael Trixl, Straßenwärter in Hochfilzen. Die verheerende Niederlage der Österreicher führte zum Verlust der Stadt Lemberg. Zur Erinnerung an das Gemetzel schrieb der Dichter Georg Trakl, der als Militärapotheker in einem Spital arbeitete, das Gedicht „Grodek“. Trakl nahm sich kurz darauf unter dem Eindruck seiner Kriegserfahrungen das Leben:

Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
Von tödlichen Waffen, die goldnen Ebenen
Und blauen Seen, darüber die Sonne
Düstrer hinrollt; umfängt die Nacht
Sterbende Krieger, die wilde Klage
Ihrer zerbrochenen Münder. [...][6]

In dieser Schlacht um Lemberg ging Anfang September auch das 2. Regiment der Tiroler Kaiserjäger zu Grunde. Gemeinsam mit seinem Kommandeur, Oberst von Brosch-Aarenau fiel ein großer Teil des Regiments. Der spätere Fieberbrunner Wirt Oberjäger Josef Julius Scheffauer erwarb sich dabei die goldene Tapferkeitsmedaille, als er, nachdem alle Offiziere seines Bataillons gefallen waren, die Reste der Mannschaft aus der russischen Umklammerung führte. Ein Auszug aus seinem nach dem Krieg geschriebenen Bericht, in dem er den Tod Brosch-Aarenaus schildert: „Kein Mensch kennt sich mehr aus, wir kriegen Feuer von vorne links und rechts, Schrapnelle platzen, dass der Kampfplatz taghell erleuchtet wird. Ich sehe den Oberst rechts von mir stehend mit den Säbel in der Hand Befehle erteilen, mein Hauptmann springt hin zu ihm, in der Linken einen Stutzen umklammert, schreit dem Oberst was zu, und fällt hin, springt wieder auf und feuert stehend neben seinem Oberst. Alles schreit, flucht, wie mehr die schreien, wie rasender wird das Feuer vom Gegner. Alles glaubt nämlich, eigene Truppen beschießen uns. Ein Hornist springt auf, ich sehe ihn heute noch die Trompete am Munde, rennt wie wahnsinnig nach vorne und bläst „Feuereinstellen!“ bis er fällt. Unterdessen wird das Feuer der Russen derart vernichtend, links und rechts von mir fällt einer nach dem anderen, Maschinengewehre rattern von allen Seiten auf uns los, Schrapnelle platzen ununterbrochen, Salven auf Salven schießt die russische Artillerie vom Gehöft herüber links und rechts, sowie vorne. Russische Gewehrläufe blitzen auf, niemand kennt sich mehr aus, kein Kommando ist mehr zu verstehen, einzelne fangen mit dem Spaten sich eine Deckung zu graben, bringen keinen Rasen weg, alles Sumpf und Wasser nirgends keine Deckung. Den russischen Kugeln preisgegeben, springen manche auf, und heben die Hände hoch zum Zeichen sie ergeben sich. Ich liege nahe beim Oberst und höre wie er schreit: „Nieder mit den Händen, kein Kaiserjäger ergibt sich nicht!“, spricht das letzte Wort und fällt mit dem Säbel in der Faust nach vorne.“[7]



Josef Scheffauer (Bild in der Gaststube des Metzgerwirtes)

Im Durcheinander der ersten Schlachten in Galizien wurden viele Soldaten vermisst oder gingen in Gefangenschaft. Dies passierte dem Fieberbrunner Arzt Dr. Siegmund Maurer, der als Assistenzarzt in einem Feldjägerbataillon im Oktober 1914 in russische Gefangenschaft geriet. Ende des Monats erhielt die Familie erleichtert ein Telegramm aus Tomsk: „Gesund, Siegmund“.[8] Die Post funktionierte also offensichtlich auch über die Fronten hinweg. Über andere Vermisste versuchten die Angehörigen über Zeitungsinserate Nachricht zu erhalten: „Leonhard Foidl aus St. Ulrich a.P. 1. Reg. Tir. Lsch., 1. Komp., Feldpost Nr. 53, im Felde versetzt zur 9. Komp. Auskünfte an das Pfarramt St. Ulrich a.P. Post Fieberbrunn.“[9]

Am 14. Februar 1915 fiel in den Karpathen der Gutsbesitzer zu Willeck in Hochfilzen Alois Koller, Träger der großen silbernen Tapferkeitsmedaille, die er

für die Gefangennahme von 16 Russen und der Errettung seines Kompaniekommandanten vor der sicheren Gefangenschaft erhalten hatte. In der martialischen Sprache der Presse der damaligen Zeit wird sein Tod geschildert: „Koller befand sich in einer Stellung und schoß mit sehr gutem Erfolge ab; am Morgen des 14. Februar konnte er schon nicht mehr das Tageslicht erwarten, um 8 Uhr schlich er aus seiner Erdhütte heraus, begab sich zu seinem Stand und eröffnete dort von neuem das Feuer. Mit dem ersten Schuß streckte er einen Russen nieder; erfreut darüber schrie er zu seinem Beobachter: ‚Hast gesehen, wie er gepurzelt ist?´ ‚Ja, ja´, meinte der andere, und schon legte Koller erneut sein Gewehr an, als eine feindliche Kugel durch die Schußscharte sauste und ihn in das linke Auge traf. Er war sofort tot. Mit Koller fiel einer der tapfersten Kaiserjäger und sein Andenken wird stets beim Regiment gewahrt bleiben.“[10]

Am 23. März 1915 fiel in der Bukowina der erste St. Ulricher, Leonard Horngacher.

Insgesamt starben bereits in den ersten Kriegsmonaten 1914 neunzehn Soldaten aus unserer Heimat, mehr noch wurden verwundet, kamen in Gefangenschaft oder lagen krank in Lazaretten und Spitälern.

Quellen:

1 Tiroler Volksbote, 25.12.1914
2 Rauchensteiner Manfried: Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie, Böhlauverlag 2013, S. 52 ff
3 Münkler Herfried: Der große Krieg. Die Welt 1914 – 1918. Rowohlt 2013, S. 181
4 Hirschfeld Gerhard / Krumeich Irina Renz (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Schöningh 2009, S. 68
5 Kammberg-Schriften Nr. 4, 6, 12
6 Georg Trakl. Das dichterische Werk, dtv 1972, S. 94
7 der Bericht befindet sich im Besitz des Tiroler Landesarchivs, Kopie bei der Familie Scheffauer
8 Tiroler Anzeiger vom 29.10.1914
9 Tiroler Anzeiger, 11.11.1914
10 Innsbrucker Nachrichten, 11.03.1915

Mein Jesus, Barmherzigkeit
(300 Tage Ablaß)
für die Seele des Jünglings
Leonhard Horngacher
Kaiserschütze beim 3. Reg., 4. Feldkompagnie,
aus St. Ulrich am Pillersee,
welcher im 22. Lebensjahre am 23. März 1915 bei Zaleezczik in Galizien den Heldentod durch einen Kopfschuß fand.
R. I. P.
Der Kaiser ruft, es geht zur Schlacht,
Lebt wohl, ihr Lieben mein!
Habt keine Furcht, der Himmel wacht,
Vertraut auf Gott allein!
Drück auch mein Aug', ward kalt die Hand,
O weinet, klaget nicht!
Starb ja den Tod fürs Vaterland,
Den Opfertod der Pflicht.
Barmherziger Jesus, gib ihm die ewige Ruhe!
(7 Jahre, 280 Tage, Pius X. 1909.)
Heiligstes Herz Jesu, ich vertraue auf Dich!
(300 Tage, Pius X. 1909.)
Bauernbische Buchdruckerei, Salzburg 9406

Gelungene Restaurierung des Priestergrabes Wörl in St. Ulrich

Viel zu lange hat man zugesehen, wie der wertvolle Grabstein im Friedhof St. Ulrich immer mehr dem Verfall ausgesetzt war. Kaum lesbar war der interessante Text auf der Vorder- und Rückseite des Grabdenkmals, der obere Teil besteht aus fein-, der untere aus grobkristallinem Mamor (vermutlich Laaser und unten Krastaler Marmor). Gewidmet ist er dem letzten Prior von St. Ulrich am Pillersee, Pfarrer Innocenz Wörl, verschieden im Jahre 1845.

Die Restaurierung übernahm die Saalfeldener Steinmetzfirma Exenberger und sorgte dafür, dass wiederum ein historisches Schmuckstück mehr in unserer Region Pillersee zu bewundern ist. Der Heimatverein beteiligte sich mit einem Drittel der Kosten.

Textauszug von der Rückseite:
Auf beschwerlich dunklem Pfade,
In der Stunde der Gefahr,
bot Er uns der ew'gen Gnade,
Heil'ge Stärkung liebend dar.
Stets hat Seine That bewähret
Wie Er Gott und uns geliebt:
Was Er glaubensvoll gelehret,
Hat Er freudig Selbst geübt.

Der Martinstag (11. November)

Hans Edelmaier

Der Martinstag („Martini“) am 11. November macht sich heutzutage durch den Laternen-Umzug der Kinder und durch das „Ganslessen“ bemerkbar. Aber früher einmal war das ein wichtiges Datum im Jahreslauf, das für die Menschen große Bedeutung hatte:

Weihnachtsfestkreis

Das Kirchenjahr kennt zwei große Festkreise: Den Weihnachts- und den Osterfestkreis. Beide sind ganz ähnlich aufgebaut: Um das Hauptfest herum gruppieren sich weitere Fest- und Gedenktage; es wird jeweils mit einer vierzigtägigen Fastenzeit vorbereitet und klingt mit einer vierzigtägigen Nachbereitungszeit aus.[1]

Die vierzigtägige (sechswöchige) Vorbereitungszeit errechnet sich vom Dreikönigsfest (Epiphanie)[2] am 6. Jänner vierzig Tage zurück, ohne Samstage und Sonntage mitzuzählen, die vom Fasten ausgenommen sein sollten. Damit kommt man auf den 12. November (Epiphaniasquadragesima oder Quadragesima Martini). Der Tag davor, der 11. November, das Fest des Heiligen Martin, war der letzte Tag des alten Kirchenjahres.

Gleichzeitig markierte dieser Termin das Ende des Sommerarbeitsjahres, was in dreifacher Hinsicht bedeutsam war:

Martinskulptur. Sandstein, vollrund ausgebildet, 16. Jahrhundert. Privatbesitz, Leihgabe für das Bergbau- und Gotikmuseum Leogang, Kat.Nr. 140/2003. Foto: Josef Madreiter.

Ab Martini begann die „Lichtarbeit“, das Tagwerk wurde bis Maria Lichtmess über den Einbruch der Dunkelheit hinaus bei künstlichem Licht fortgesetzt.

Auch begannen oder endeten zu Martini im bäuerlichen Jahresablauf die Landpacht sowie Zins- und Besoldungsfristen.

Damit war Martini ein Zinstag, an dem vom bäuerlichen Jahresertrag Naturalabgaben zu leisten waren. Die Martinigans und das „Ganslessen“ gehen vermutlich darauf zurück, dass Gänse eine typische Abgabe der bäuerlichen Bevölkerung an den Grundherrn waren.

Der Heilige Martin von Tours

Über den Heiligen Martin sind wir durch folgende Quellen unterrichtet: Sulpicius Severus (346-420/25), ein Weggefährte Martins, verfasste um 395 die „vita Sancti Martini Episcopi et confessoris“. Später schrieben Paulinus von Petricordia (um 470), Venatius Fortunatus (um 530 bis 600) und der Überlieferer der Frankengeschichte Gregor von Tours (538/39 bis vermutlich 593/594) Biografien des Heiligen. Letzterer gilt generell als wichtige frühmittelalterliche Quelle. Von seinen „libri octo miraculorum“ (Acht Bücher der Wunder) widmete er vier dem Heiligen Martin („libri IV de virtutibus sancti Martini“ – „vier Bücher über die Wunder des heiligen Martin“).

Martinus[3] wurde um 316/317 in Sabria in Pannonien (heute Szombathely in Ungarn) geboren und starb um 400 (oder 397) in Candes bei Tours. Er war der Sohn eines römischen Tribuns[4] und als solcher gehörte er dem Ritteradel an. Seine Jugend verbrachte er in Pavia in Oberitalien, der Heimat seines Vaters. Dort kam er auch mit dem Christentum in Berührung. Auf Wunsch seines Vaters schlug er wie dieser die Militärlaufbahn ein und wurde mit 15 Jahren (also um 330) zum römischen Militär eingezogen. Er diente in den „Scholae Palatinae“, einer berittenen Kaisergarde.[5] Die damaligen kriegerischen Zeiten (Alamannen- und Frankeneinfälle) schildert der Historiograf Ammianus Marcellinus in seinen „Res Gestae“ und Martinus wird in diesen Kriegen mitgekämpft haben. Kaiser Julian verlegt 355 eine Scholenabteilung, darunter auch Martinus, von Mailand nach Amiens zur Befriedung Galliens.

Nach seinem obligaten 25-jährigen Militärdienst wurde Martinus 356 mit 40 Jahren entlassen. Zwei Jahre zuvor hatte er sich zum Christentum bekehrt. Jetzt studierte er beim Bischof von Poitiers, Hilarius, der ihn zum Exorzisten weihte.

Martinus lebte in einer turbulenten Zeit: Sie war einerseits von den Alamannenkriegen geprägt, die immer wieder das Land verheerten, und als diese 378 endgültig befriedet wurden, fand im selben Jahr die Schicksalsschlacht von Adrianopel statt, nach der Hunnen, Alanen und Goten einfielen (Alarich verwüstete 410 Rom). Andererseits war es die Zeit der „konstantinischen Wende“: Kaiser Konstantin der Große (zwischen 270/288 bis 337) führte das Christentum als Reichsreligion ein, angeblich nach seinem Sieg an der Milvischen Brücke 318 über seinen Konkurrenten Maxentius, in dem er dank des Christogramms auf seinen Fahnen die Oberhand behielt. Dem folgten kircheninterne „Säuberungen“: Die Arianer, die Gefolgsleute des alexandrinischen Presbyters Arius, leugneten die Gottesgestalt Jesu und wurden von den „Trinitariern“, die an der Dreifaltigkeit festhielten, erbittern bekämpft. Im ersten Konzil von Nikaia 325 siegten die Trinitarier durch ein Machtwort Konstantins und die Arianer waren damit als Häretiker gebrandmarkt. Martinus stand auf der Seite der Reichskirche und musste den Konflikt mit den Arianern am eigenen Leib schmerzlich verspüren: In Ungarn (bei einem Besuch seiner Eltern) und Mailand

wurde er verjagt. Daraufhin zog er sich auf die Insel Gallinaria bei Genua als Einsiedler zurück.

Um 360 kam er wieder nach Gallien, um zu missionieren, und bezog bei Pictavium nahe Poitiers eine Zelle als Einsiedler. Gleichgesinnte folgten ihm und gemeinsam gründeten sie das Monasterium Locociacum beim heutigen Ligugé als erstes Kloster Frankreichs. Martinus überzeugte durch Bedürfnislosigkeit und Frömmigkeit. 371 wurde er auf Drängen der Bevölkerung und angeblich gegen seinen Willen zum Bischof von Tours geweiht. 375 gründete er ein weiteres Kloster in Mamoutier in der Nähe von Tours, von wo aus er sein Bischofsamt ausübte. Als asketischer Mönch verkörperte er das spätantike Ideal des Priesters und Bischofs: Gebildet, fromm und tatkräftig, gleichzeitig bescheiden, weil er eine einfache Behausungen seinem Palast vorzog. Als Nothelfer und Wundertäter wurde er in der gesamten Touraine bekannt.

Auf einer Reise verstarb er in Candes (heute Candes -Saint-Martin zwischen Tours und Angres) um das Jahr 400. Am 11. November wurde er am Friedhof vor den Toren der Stadt Tours beigesetzt. Rasch verbreiteten sich Legenden um ihn. Schon sein Nachfolger im Bischofsamt Briccius ließ über seinem Grab eine Kapelle erbauen, die Bischof Perpetuus in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts zu einer Basilika erweiterte. Von Anfang an strömen Pilger aus allen Landesteilen herbei, um ihm am Jahrestag seiner Bischofswahl (4. Juli) und seiner Beisetzung (11. November) die Ehre zu erweisen. Als der Merowingerkönig Chlodwig Ende des 5. Jahrhunderts Gallien eroberte, ließ er sich taufen und erhob Martin zum fränkischen Nationalheiligen. Die den Merowingern nachfolgenden Karolinger übernahmen die Martinsverehrung und bewahrten den Mantel Martins in den Oratorien der jeweiligen Pfalzen als Reichsreliquie[6] auf. Ob es tatsächlich der Mantel Martins war, ist wie bei den meisten Reliquien zu bezweifeln.

Martinslegenden

Davon gibt es viele. Die bekannteste besagt, dass er im Winter am Stadttor von Amiens (civitas Ambianensium) einem frierenden Mann begegnet sei. Er nahm seinen Offiziersmantel[7], hieb ihn mit dem Schwert durch und schenkte ihm die Hälfte, so berichtet Sulpicius Severus: „Mitten im Winter begegnet Martinus am Tor der Hauptstadt der Ambianer, Amiens, einem notdürftig bekleideten Armen. Dieser bittet die Vorübergehenden, sich seiner zu erbarmen. Es gehen aber alle an seinem Elend vorbei. Da zieht Martinus das Schwert, teilt seinen Soldatenmantel in zwei Teile, gibt einen dem Armen und hüllt sich selbst in den anderen.“ Damit entspricht er dem Wort Jesu aus Matthäus 25, 35 ff.: „Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich gekleidet ... Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“

In der Westkirche gilt Martin als erster Heiliger (nach Maria und dem Apostel Johannes) des Abendlandes, der nicht den Märtyrertod gestorben ist (in der Ostkirche ist das der Heilige Nikolaus). Das war ein Wendepunkt: Konnte ein Christ bis dahin Heiligkeit nur durch das Blutzeugnis als Märtyrer erlangen, so signalisierte das nunmehr, dass man dieses Ziel samt Patrozinium auch durch sittlichen Lebenswandel mit Taten der Nächstenliebe und Barmherzigkeit erreichen konnte. Damit wurde er zur paradigmatischen Antwort auf die Frage des Umbruchs von der verfolgten Kirche zur Reichskirche.

Reenactors der Gruppe Junkelmann als kaiserzeitliche Reitersoldaten. Sie tragen das sagum, den Militärmantel der Mannschaften. Marcus Junkelmann, Die Reiter Roms, Teil II, S. 18 Abb.3.

Martin ist der Schutzpatron Frankreichs, der Slowakei und des Burgenlandes sowie der Stadt Mainz. Er ist Schutzheiliger der Armen, Bettler und Reisenden sowie der Reiter (mancherorts pflegt man deshalb auch den „Martinsritt“), im weiteren Sinn auch der Flüchtlinge, Gefangenen, Abstinenzler und Soldaten. Sein Namenstag wurde der Tag seiner Grablegung am 11. November.

In der Heraldik wird er als römischer Reiter dargestellt, mit dem Schwert einen Mantel zerteilend. Seine ikonografischen Attribute sind das Rad oder die Gänse, auf letztere beziehen sich einige legendenhafte Erzählungen.

Martinsbrauchtum

Das Martinsfest wird seit der Mitte des 7. Jahrhunderts am 11. November als „Martinus hiernalis“ gefeiert. Unter Karl dem Großen (reg. 768-814) wurde dieser Termin zum allgemeinen Zinstag bestimmt, an dem die Untertanen Naturalabgaben an Kirchen und Klöster zu leisten hatten. Im Gegenzug schenkten die Klöster an diesem Tag den „Martinswein“ aus: Man feierte den Abschluss des bäuerlichen Erntejahres mit der Verkostung des „heurigen“ Weines.

Am Martinstag begann auch das neue Pachtjahr, Dienstboten wurden eingestellt[8] oder auch entlassen, wenn am Hof zu wenig Winterarbeit anfiel.

Noch aus vorchristlicher Zeit stammt der Brauch, diese Wende vom Herbst zum Winter mit einem Festessen zu begehen, Festbraten war oftmals eine Gans.

Man hat das für das christliche Fest übernommen, denn Gänse gehörten auch zu den Naturalabgaben der Bauern. Dieses Festessen hieß auch „Lucernarium“, d.h. „Lampenanzünden“. Damit wurde erstmals die „Lichtarbeit“ dargestellt, die ab dem kommenden Tag bis Lichtmess (mancherorts auch bis zur Fastnacht) galt. Zugleich mit der Vorstellung, dass Martinus erstmals Feuer im Kamin macht, der nahende Winter also zur Beheizung drängt, mag das zum Brauch der „Martinsfeuer“ beigetragen haben: Herbstfeuer als Erntedank sind heute noch vor allem im Rheintal üblich. Zugleich ist es die Bitte um den Schutz der Wintersaat und der Herden. Vom ersten Kaminfeuer entnimmt man Brände und durchläuft mit ihnen die Saatfelder, da man dem Feuer segnende Kraft zuschreibt.

Auch beginnt jetzt die Epiphanias- oder Adventfastenzeit, die der Einkehr dienen soll und womit der Weihnachtsfestkreis eröffnet ist. Papst Gregor der Große (Pontifikat 590 bis 604) schränkte sie auf vier Wochen ein (rechtsverbindlich wurde das aber erst im 16. Jahrhundert am Konzil von Trient festgelegt). Womit wir beim Advent angelangt sind, wie wir ihn heute feiern.

Heiligenverehrung

Die Hinwendung der Menschen zur Kirche hatte im Zeichen der göttlichen Weltordnung („ordo“) und der Allgegenwärtigkeit des göttlichen Wirkens sehr reale Bedeutung. In einer Umwelt, die ebenso wandelbar wie unberechenbar war, stellte der Kontakt zum Schöpfer einen wichtigen persönlichen, für Herrscher auch hochpolitischen Aspekt dar.

Fürbitten waren Unterstützungsgesuche direkt an Gott. Ihm musste man sich in der Vorstellung der Menschen mit Umsicht nähern wie einem irdischen König, am besten über Vermittler, die mit den Ritualen des Erzeugens von Wohlwollen vertraut waren. Das erklärt die so verbreitete Heiligenverehrung. Heilige hatten einen privilegierten Zugang zu Gott und menschliche Bitten, die von Heiligen vorgetragen wurden, hatten bessere Erfolgschancen als jene, denen ein solcher Sponsor fehlte.

Statue des Hl. Leonhard als Patron der Eisenhammerarbeiter und Fuhrleute, früher am Haus des Eisen-, Schmelz- und Hammerwerkes Pillersee in Fieberbrunn.

Martiniumzug des Hochfilzener Kindergartens 2004.

Anmerkungen:

1 Die heilige Vierzigzahl ist (ähnlich der Siebenzahl) in der kirchlichen Liturgie verbreitet und geht auf biblisches Vorbild zurück: 40 Tage dauerte die Sintflut und 40 Tage der Auszug aus Ägypten, 40 Jahre wanderten die Israeliten durch die Wüste Sinai, 40 Tage blieb Moses am Berg Sinai und 40 Tage verbrachte Jesus in der Wüste.

2 „Epiphanie“ = Erscheinung des Herrn und Menschwerdung Gottes. Das Fest wurde ab etwa 300 am 6. Jänner, dem damaligen Jahresbeginn, gefeiert. Nach der Kalenderreform Papst Gregors XIII. („Gregorianischer Kalender“) verlegte Papst Innozenz XII. das Geburtsfest auf den nunmehrigen Jahresbeginn am 1. Jänner.

3 Der Name „Martinus“ leitet sich vom römischen Kriegsgott Mars her und soll den Namensträger als kämpferisch und kriegerisch charakterisieren. Nach seiner Bekehrung verstand sich Martin allerdings als „Kämpfer Gottes“.

4 Im kaiserzeitlichen römischen Heer gab es sechs Tribunen pro Legion; man wird sie mit Stabsoffizieren vergleichen können.

5 Diese „scholae palatinae“ waren erst jüngst im Zuge der Konstantinischen Militärreformen als Nachfolger der Prätorianer gegründet worden. Im Westreich gab es fünf, im Ostreich sieben Scholae, die je 500 Mann stark waren und sich überwiegend aus Germanen rekrutierten.

6 „Capella sancti Martini“ (lat. „cappa“ ist der Mantel, „cap (p)ella“ die Verkleinerungsform). Der Begriff „capella“ ging schließlich auf alle Hofschätze über und ab 765 verstand man darunter überhaupt den Aufbewahrungsort des Hofschatzes und die Oratorien wurden jetzt „Kapellen“ genannt ihre, Wächter der Reliquie waren die Kapellane. Daher rührt auch unser heutiges Wort „Kapelle“ für einen Andachtsort.

7 Ein solcher Offiziersmantel (paludamentum) war ein purpurner, manchmal auch weißer Mantel aus Wolle oder Leinen, der über die linke Schulter drapiert und auf der rechten Schulter von einer Fibel zusammengehalten wurde; er bedeckte den oberen Teil der Brust und fiel über den Rücken herab. Soldaten und niedrige Dienstgrade trugen das sagum, eine Pelerine aus Loden oder Filz mit Kopfausschnitt, die das charakteristische Kriegskleid der römischen Soldaten war.

8 Meist allerdings nahm man neue Dienstboten am Beginn des Sommerhalbjahres zu Maria Lichtmess auf.

Die Höfe Fischern und Scheffau zu Walchern

Erich Rettenwander

Das Bauernhaus zu Fischern bzw. beim Fischerer in Walchern wurde im letzten Jahr von seinem jetzigen Besitzer Herbert Breitmayer vorbildlich restauriert. Dabei wurde der harmonische Baukörper in seinen alten Dimensionen belassen, die Holzteile der Fassade sandgestrahlt. Auch im Innern wurde der Bestand möglichst schonend restauriert. Sowohl Wohn- als auch Wirtschaftsteil bieten ein gepflegtes Ganzes in warmen Holztönen. Die Arbeiten besorgte nach einem überlegten Gesamtkonzept der Besitzer selbst unter Mithilfe von Familienmitgliedern und Freunden. Vor allem seine Mutter Katharina Breitmayer verdient für ihre entscheidende Hilfe großen Dank. Das Haus kann als Vorbild für die Erhaltung alter Bausubstanz gelten und beweist, dass nicht immer das Abreißen der Weisheit letzter Schluss ist.

Die Präsentation des Hofes Fischern bietet den Anlass zur Untersuchung über die Geschichte und den Zusammenhang innerhalb des uralten Weilers „Walchern“ (heute auch Walchau). Dabei stützen wir uns auf die Höfegeschichte im Fieberbrunner Buch und die Forschungen von Dr. Herwig Pirkl, dem Nestor der Pillerseer Heimatgeschichte. Die übrigen Häuser von Walchern und des Buchautales wurden schon in Beiträgen in „Fieberbrunn informativ“ und den Kammberg-Schriften eingehend behandelt.

Zur Geschichte des Hofes „Scheffau“:

Scheffau 1934: v.r. Josef Trixl, Leonhard Trixl, Leonhard Trixl II., Katharina Trixl (Fotos: Fam. Trixl)

Scheffau 2014

1464 Erstnennung der Urhöfe zu Walchern:
Heintz von Walchern (wahrscheinlich Walcherbäck)
Lienhart von Walchern hindt (Mittergut, später Scheffau)
1633 Christoph Schöffauer kauft das Mittergut. Sein Familienname ist der heutige Hofname.
1828 Matthias Danzl I., k.k. Bergknappe und Mitkämpfer am Freiheitskrieg 1809, kauft Scheffau.
1872 Matthias Danzl übergibt an seinen Sohn Matthias II.
1881 Matthias Danzl II. in Oberegg verkauft Scheffau an Johann Trixl, Fischerer
1889 Johann Trixl übergibt Scheffau an Sohn Josef Trixl
1926 Johann Trixl übergibt an Sohn Leonhard Trixl I.
1965 Leonhard Trixl I. übergibt seinem Sohn Leonhard II., Zimmermann und Landwirt.
Gegenwärtiger Besitzer: Leonhard III., Scheffaubauer und Schützenhauptmann in Fieberbrunn

Zur Geschichte des Hofes „Fischern“:

1620 erscheint ein dem Hof namengebender Georg Fischer (in Walchern) auf; Ursprung der heutigen Hofbezeichnung.
1779 ist Paul Egger Besitzer des „Fischerhäusls am Puecherthall“
1817 heiratet Christian Trixl Maria Brandstätter vom Fischerhäusl in Walchau (Einheirat). Er wird als „ferrifassor“ (also Eisenbergknappe) bezeichnet.
1881 Matthäus Danzl verkauft das Gut Scheffau an Johann Trixl, Besitzer des Fischergütls.
1889 Johann Trixl, Besitzer beider Güter, übergibt Scheffau an seinen Sohn Josef Trixl.

1901 Christian Schwaiger I. (1876-1963), Bürgermeister und Landtagsabgeordneter, kauft Fischern.
1926 Der Hof brennt ab und wird wieder aufgebaut.
1937 Christian Schwaiger II. (1904-1983), Zahlmeister der Raiffeisenkasse Fieberbrunn, übernimmt den Hof.
1970 Heribert (1941-1970) und Katharina Breitmayer übernehmen.
Aktueller Besitzer Herbert Breitmayer II. (geb. 1969)

Fischern vor dem Brand von 1926

Fischern 2014

Pillerseer Orts– und Flurnamen

Hans Jakob Schroll

pletzau[4]	1416 ebenso Pletzau, Pletzen bedeutet „waldfreie Stellen"; also „Au mit solchen Pletzen". In diesem Sinne ist auch der „Pletzergraben" zu verstehen.
lehen[2]	dieser Flurname ist in Pillersee des Öfteren anzutreffen, Lehen bedeutet folgendes: Namentlich ist das Lehen in der Landwirtschaft ein Gut, welches vom Eigentümer desselben einem Andern gegen eine jährliche, bestimmte Recognition (Anerkennung der Echtheit einer Person, Sache oder Urkunde), zur Benutzung überlassen wird. Der Besitzer ist der >lêhener< - aus diesem entstand auch der Name >Lechner<. Das Stallhäusl hat seinen Ursprung in >lehenstall<; in Fieberbrunn finden wir den Flurnamen in Großlehen, Kleinlehen, Niederlehen, Niederlehenbrand u. Neulehen und in St. Ulrich in Schmiedlehen, Bindlehen, Neulehen u. Kleinlehen.
tragstätt[4]	Hofname, so in der Katastermappe von 1856, aber im Jahre1775 Traxstätt; 1377 Draechselstet, 1416 Nikl Drachselsteter, 1618 Traxlstöt. - Drachsl bedeutet "Drechsler". Es ist nachzuweisen, dass im Mittelalter die Drechsler ihr Gewerbe weitab von Ortschaften, im Walde ausübten, wo sie ihren Rohstoff, das Holz, gleich zur Hand hatten. Eine solche Drechslerwerkstätte bezeichnete das urkundliche "Draechselstet".
niederhausen[4]	unteres Haus
eiblberg[4]	kommt vom Personenname >eipilo< vom Stamm des ahd. Adj. Eipar, eibar „scharf, herb, furchterregend"
trogfeld[6]	Mz.: tröge - ein (meist mit Sedimenten gefülltes) längliches Beckenfeld = Fläche; befindet sich beim Schwefelbad
scharten[6] *tröge*	>scharte< bedeutet ein enger und tiefer Übergang (St.Jakob)
rauchn[6]	oder >rauhe wildalm< bedeutet rauch im Sinne von steinig und mit Gestrüpp bewachsen und befindet sich im Wildseelodergebiet
schwarzlahner[6]	weist auf Hangrutschungen hin, die die Farbe des Gesteins, in diesem Falle (schwarz), haben
schwarzlahnergraben	>graben< kommt vom ahd. grabo, gravo, graben „Furche"
vornbichl[4]	kommt von dem Wort >varme< = Farn - "Farmbichl"

vornbichlegger	vornbichl wie oben, egger ahd. >egga<, Rand, Ecke
farmbichler[4]	Bühel, der mit Farnkraut, altdeutsch >varm<, bewachsen ist, siehe auch "Vormau"
lindtalmaiß[2/5]	verweist auf Linden; Tal ist eine Vertiefung im Gelände; Mais = ein abgetriebener Platz im Walde, worauf junges Holz angeflogen ist (Gestrüpp, junger Waldanflug.
schönau	Flurnamen in Fieberbrunn und Saine Håns, Es ist aber ein Unterschied in der Aussprache. In St.Johann sagt >schènau und in und in Fieberbrunn ist der alte Ausdruck: >a da schoina o(b)m<, >z´schoina<

Wia ins da schnåwi gwågsn is

Pillerseer Mundart, gesammelt von Hans Jakob Schroll

scher(m)dax(chs)[7]	Nadelbaum bes. Tanne mit breit ausladenden Ästen – Schutz bei Schlechtwetter
zåchn[7]	Docht bei einer Petroleumlampe oder Kerze - ist ein Baumwollfaden/streifen, der den Brennstoff zuführt
spear[3]	saftlos, ausgetrocknet, von Speisen, Erdboden, von kaltem, windigen Wetter, von bitteren Obst
spears Mauè, spear rè(d)n	trockener Mund, stichelnd reden
schedagweanggad[3]	verbogen, verkrümmt
såggetzn[3]	vom Geräusch, wenn man auf nassem Boden geht Wasser in den Schuhen hat.
heit is ôwa hei	heute ist es sauglatt
kaluppn	alte baufällige Hütte, aus dem lat. >*luppa*<
(t)dranggin[7]	ungeschickte, auch faule, dumme Frau, mehr abfällig gemeint
hearaweaschts[3]	freiwillig, auf eigenem Antrieb
rocknhoagascht	Hoagascht, Plausch beim Spinnen der Schafwolle
da rockn	der Rockn ist die Stange beim Spinnrad
des is ma z`feila	das ist mir zuviel
ausfratschln[7]	wenn jemand zu aufdringliche Fragen stellt
an tuk utoa[1]	einen boshaften Streich spielen
tukkn[3]	sich niederbeugen, bücken
da goggl tukkt d`hèèn[3]	der Hahn springt die Henne
da dam is taab	kein Gefühl im Daumen
s`buidl håt owa a taabe Fårb	das Bild hat wenig Farbe
wo bist heit umadumtscheit	wo bist du heute gewesen
a trënzer[7]	langweiliger, umständlicher Mensch
trënzn[7]	Speichel verlieren, rinnende Nase
trënzerling[7]	herab rinnender Speichel, Nasenschleim
da trënzaling heng eam aus da Nåsn:	Nasenschleim rinnt aus der Nase
te(ä)uesai	ist die Brunnensäule, die mit der Teilung des Wassers bei Wasserbezug zu tun hat
herbig ge(b)n	jemand behergen
rundumadum und schnöi wieda aussi:	Kreisverkehr
ois auf da straleitn	nicht aufgeräumt
tåfiklassla	Schüler in der 1. Klasse der Volksschule

a sprichei:

wånn gema hôam sôggs diandl za da mam – z`baschtlme då kimb da schnee – då gemma eh.

Literatur:

[1] Karl Finsterwalder: Tiroler Ortsnamenkunde
[2] Schmeller: Bayrisches Wörterbuch
[3] Schatz: Tiroler Mundarten
[4] Karl Finsterwalder: Tiroler Familiennamenkunde
[5] H-Dieter Pohl: Das Buch der österr. Namen
[6] H-Dieter Pohl: Die Bergnamen der Hohen Tauern
[7] Österr. Akademie der Wissenschaften: Wörterbuch der bairischen Mundarten:

Frauenschicksale nach dem 2. Weltkrieg

Zeitzeugenbefragung Hanni Zachenhofer geb. Gollner
aufgezeichnet von Heidi Niss

Die Familie Gollner 1943: vorne v.l.: Vater Paul, Hanni, Hans, Mutter Lena
hinten v.l.: Anna, Theres, Paul, Kaspar, Elisabeth, Lena (Foto: Jörg Suter)

Wenige Menschen wissen heutzutage, wie sich das Leben der jungen Leute nach dem Zweiten Weltkrieg abspielte. Ende der Vierzigerjahre des 20. Jahrhunderts (Privatauto gab es in den wenigsten Familien) wurden die Wege zu Fuß zurückgelegt. Wegzeiten von 1 Stunde oder mehr zum Arbeitsplatz waren nicht selten. Der Arbeitsplatz – wenn es einen gab - war meist den Männern vorbehalten. Junge Burschen erlernten Berufe – für Mädchen hingegen gab es außer Frisörin oder Verkäuferin kaum einen Lehrberuf.

Da man für Mädchen den vorgezeichneten Weg als künftige Frau und Mutter sah, fand man es nicht für notwendig, diese eine Lehre absolvieren zu lassen. Meistens fanden junge Mädchen nach der Schule – mit 14 Jahren – einen Arbeitsplatz als Hausmädchen in Geschäftshaushalten oder in Gasthöfen.

Der Verdienst war gering, weil man ja schließlich verköstigt wurde. Die mangelnden Arbeitsplätze und Verdienstmöglichkeiten führten dazu, dass damals auch Mädchen aus unserer Region einen Arbeitsplatz im Ausland suchten – vor allem in der Schweiz. In den Tageszeitungen waren seitenlang Annoncen für Arbeitsplätze in der Schweiz zu lesen. Wenn man dann auch noch das Glück hatte, jemanden zu kennen, der bereits dort war, erleichterte dies den Entschluss enorm.

Frau Hanni Zachenhofer, geb. Gollner, las solche Annoncen und entschloss sich, einen Arbeitsplatz in der Schweiz zu suchen.

Ihre älteste Schwester Theresia war 1948 in die Schweiz gegangen und kam über Beziehungen in den Kanton Zürich. „Die Schwester blieb ein gutes Jahr – zog dann nach Richterswil am Zürichsee und heiratete dort. Dann folgten die Schwestern Lisi und Anna.“ Hanni Zachenhofer erzählte weiter: „ Als ich 15 Jahre alt war, fuhr ich besuchsweise das erstemal allein in die Schweiz. Ich sollte in Zürich am Hauptbahnhof aussteigen, wo mich meine Schwester Anna und Marianne Pletzenauer abholen sollten. Ich war von der Menschenmenge am Bahnhof so beeindruckt, dass ich sie zuerst überhaupt nicht sah.“

1958 wollte die zwanzigjährige Hanni unbedingt in die Schweiz und bewarb sich auf eine Annonce hin.

Bei der Einreise in die Schweiz mussten die angehenden Arbeiterinnen in Buchs aus dem Zug aussteigen. Dort wurden sie medizinisch untersucht, durchleuchtet und Blut abgenommen. Wer nicht gesund war, wurde zurückgeschickt. Die anderen durften weiterreisen. Sie waren ja eigentlich Gastarbeiter in einem fremden Land, und nicht selten bekamen sie dies auch zu spüren.

Der erste Posten war nicht gut. Sie blieb nur ein halbes Jahr als Serviermädchen in einem kleinen Wirtshaus mit angeschlossenem Frisörgeschäft. Weil der Chef Alkoholiker war, fühlte sich Hanni nicht recht sicher und kam den Winter über wieder nach Hause. Dort half sie ihrer Mutter, Lena Gollner, bei der Schneiderei. Als das Frühjahr kam, zog es sie wieder in die Schweiz und sie erhielt erneut eine Stelle.

„Am Bahnhof in Steg im Tösstal, Kanton Zürich, holte mich ein Förster mit einem Jeep ab. Der sollte mich zum Restaurant Tierhag bringen. Der fuhr und fuhr immer weiter den Berg hinauf. Es war dann eine Alm – wie die Lärchfilzhochalm – aber ganz etwas Primitives. Als ich ins Haus kam, saß da eine hochschwangere Frau mit 6 Kindern rundherum. Ich dachte mir, ich müsse schon wegen der Frau hierbleiben. Die Frau bekam dann Zwillinge, die eigentlich ich aufzog. Ich musste alle Arbeiten verrichten, im Sommer heuen, bei den Tieren sein und über das Wochenende servieren. Es war ein sehr guter Posten. Später haben mich fast alle dieser Familie in Fieberbrunn besucht. Verdient habe ich gut – kein Vergleich zu uns. Ausgeben konnte ich wenig, Wenn ich frei hatte, fuhr ich zu meiner Schwester.“

Ein Schicksalsschlag ließ sie kündigen: „Dann starb der Mann meiner Schwester an einem Schlaganfall mit 29 Jahren. Sie blieb mit 3 kleinen Kindern zurück.“

Nun galt es, der Schwester zu helfen. So verließ Hanni ihren Arbeitsplatz, wo sie es so gut gehabt hatte.

Als sie fortging, fiel der Abschied schwer. „Alle haben mir nachgeweint. Ich schaute nicht mehr zurück, sonst wäre ich vermutlich geblieben."

Hanni Gollner (2. v.r.) mit der Familie auf Tierhag (Foto: Hanni Zachenhofer)

„Nach meiner Kündigung arbeiteten meine Schwester und ich in Heimarbeit. Wir nähten Overalls für eine Shell- Tankstelle. Die erste Witwenrente meiner Schwester betrug 110 Schweizer Franken, und die Wohnung kostete 280 Franken. Die Waisenrente für die Kinder half, dass sie leben konnten. Meine Schwester ging putzen bis sie 80 Jahre alt war. Denn von dieser Rente hätte sie nie leben können."

Hanni blieb in Richterswil und arbeitete dort, wo früher ihre Schwester gearbeitet hatte. Hier lernte sie auch ihren Mann Hans, einen gebürtigen Steirer aus dem Raum Feldbach kennen, der schon 8 Jahre in der Schweiz war. „Mein Mann wäre in der Schweiz geblieben, ich wollte aber zurück nach Hause."

Das Ehepaar blieb in Fieberbrunn. Hans fand Arbeit beim Gaisbichler in Hochfilzen – dort verdiente er 1200 Schilling. In der Schweiz hatte er 800 Schweizer Franken brutto verdient. 1 Schweizer Franken war damals 10 Schilling wert.

Das war eine Enttäuschung. Hanni erzählte: „ Ich ging dann zum Bären – Broschek (Tiere mit Herz) und machte immer viel Heimarbeit. Ich wollte nie, dass Hans allein das ganze Geld verdient. Ich habe für die Firma Scheiber gestrickt. Die Arbeit war sehr schlecht bezahlt. Der Nachteil war, dass ich nirgends versichert war."

Hier zeigt sich auch der große Unterschied zwischen Mann und Frau. Junge Mädchen wurden in der Regel nicht versichert, da sie sowieso heiraten würden und somit versorgt wären. Auch verheiratete Frauen gingen bis in die Achtzigerjahre arbeiten auch ohne Sozialversicherung. Frauen, die heute um die 70 Jahre alt sind, hatten aus diesem Grund nie einen Pensionsanspruch. Nicht wenige von ihnen erhalten deshalb heute Ausgleichszulagen.

Die Sozialversicherung wurde nach dem Zweiten Weltkrieg verpflichtend eingeführt. Dennoch wurden oft noch Frauen nach dem alten Modus beschäftigt.

Vielleicht liegt auch darin ein Grund, dass die Scheidungsrate bis in die Siebzigerjahre geringer war als heute.

Druck gesponsert von:

Herausgeber und für den Inhalt verantwortlich: Heimatverein Pillersee, Kirchweg 2, 6391 Fieberbrunn
mail: johann.bachler@gmail.com